Erneuerung. In: *Die Frau*, Jg. 36, H. 1, S. 27–30.

Akten

Archiv des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes:

– H 2 e II

– G 2 d III

Außenstelle des Bundesarchivs Koblenz in Berlin-Zehlendorf – Diehl/OPG

Angelika Ebrecht

Weiblichkeit als kulturelle Pathologie

Kulturkritik, Nervosität und Geschlecht in Theorien der Jahrhundertwende

1. Zum Begriff der kulturellen Pathologie

Im folgenden möchte ich zeigen, wie Weiblichkeit in der Diskussion über Nervosität und Neurasthenie um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als eine kulturelle Pathologie konstruiert wird. Kulturelle Pathologien begreife ich als Ergebnisse und Symptome der theoretischen Reflexion psychosozialer Beziehungen, also der symbolischen Verarbeitung struktureller Konflikte einer Zeit. Zwar entstehen Freud zufolge Symbole und neurotische Symptome als Ausdruck und Abwehr unbewußter psychischer Konflikte des Individuums. Doch auch theoretische Erklärungsversuche psychosozialer Probleme stellen eine symbolisch verallgemeinerte, pathologische Verarbeitung zeitspezifischer Konflikte dar. Insofern setzen sich die Konfliktlösungsversuche im öffentlichen Diskurs durch als generalisierte Topoi, die einerseits unbewußten Abwehrmechanismen unterliegen, die andererseits aber auch Muster selbstreflexiver Konfliktverarbeitung erkennen lassen. Kulturelle Pathologien manifestieren und reproduzieren aber diese Konflikte nicht nur, sondern reflektieren, kritisieren und korrigieren sie auch.

Folgt man Freuds Argumentation in »Das Unbehagen in der Kultur«, dann zeigen sich in kulturellen Pathologien vor allem Ambivalenzkonflikte zwischen Individuum und Gemeinschaft,

zwischen Familie und Kultur, zwischen Glücksansprüchen und »Kultur-Über-Ich« (1930, 502), also den jeweils als verbindlich erachteten Idealen, Normen und Werten. Theorien über die Geschlechtscharaktere sind wohl deshalb besonders anfällig für kulturelle Pathologien, weil in ihnen Auffassungen über die menschliche Natur und die sozialen Beziehungen massiver und direkter als anderswo aufeinandertreffen. Konflikte, die auf der einen Ebene entstehen, können dann auf die andere verschoben, und mit Hilfe von Abwehrmechanismen wie Spaltung, Rationalisierung, Projektion etc. unkenntlich gemacht werden. Diese Entstellungen des theoretischen Materials gilt es zu entschlüsseln.

Während Edward Shorter behauptet, Neurasthenie habe um die Jahrhundertwende als typisch männliche Krankheit gegolten (1994, 376ff.), möchte ich darstellen, daß und wie sie vorwiegend Frauen zugeschrieben wurde. Zunächst soll gezeigt werden, wie sich die um 1900 herrschende Krisenstimmung und Kulturkritik in theoretischen Auffassungen über Nervosität und Weiblichkeit manifestiert.¹ Wenn nicht wenige Autoren das weibliche Geschlecht als von Natur aus anfälliger für die moderne Nervosität bezeichnen, dann verschieben sie Probleme der Kulturentwicklung bzw. des psychosozialen Geschlechterverhältnisses auf eine rein biologische Bestimmung. Indem Frauen diese Symptomverschreibungen selbst unbewußt als Geschlechtsidentität übernehmen, symbolisieren sie die pathologischen Anteile einer von Männern getragenen Kulturentwicklung und sichern diese gegen Zerfallstendenzen. Auffassungen über eine psychophysische Disposition von Frauen zu nervösen Erkrankungen versuchen, das wachsende Unbehagen in der Kultur abzuwehren und zu bewältigen. Sie können demnach als Symptome einer unbewußten Konfliktstruktur innerhalb der zeitgenössischen Kulturkritik gelten. Auch

Freuds Weiblichkeitstheorie entstammt diesem Diskussionszusammenhang. Deshalb wird sie im folgenden zunächst in dessen Horizont zurückgestellt. Freuds Lehre bleibt zwar einerseits der zeitgenössischen Ideologie von Weiblichkeit als kultureller Pathologie verhaftet, wendet sie aber andererseits kritisch gegen ihre eigene Zeit. Damit initiiert sie einen Prozeß der Selbstaufklärung, der als Ausgangspunkt dafür dienen kann, die Theorien der Jahrhundertwende zu interpretieren, zu kritisieren und zu aktualisieren.

2. *Kulturkritik und moderne Nervosität*

»Nervös ist heutzutage schließlich jeder« heißt es in einem der zahlreichen Texte, die sich um 1900 mit Neurasthenie befassen (Baumgarten 1914, 1). Wie derzeit die narzißtischen Neurosen oder das Borderline-Syndrom, so galten damals Nervosität, Neurasthenie und Hysterie als »Zeitkrankheit« oder »Modekrankheit« schlechthin (Steiner 1964, 22; Ulrich 1992, 172).² Und wenn heute vom »Zeitalter des Narzißmus« (Lasch 1980) die Rede ist, so sprach man damals von einem »nervösen Zeitalter« (Krafft-Ebing 1885, 7; Loewenfeld 1904, 1 u.a.). Unter Berufung auf den Amerikaner George Beard, der als Hauptsymptom der Neurasthenie einen »Mangel an Nervenkraft« behauptete (1881, 4), sah man in ihr eine »chronische Erschöpfung« (Cramer 1906, 149), eine »erhöhte Reizbarkeit« und eine »gesteigerte Erregbarkeit« des Nervensystems (Ziegelroth 1895, 2). Das Nervensystem der Neurastheniker sei weniger belastbar als das der Gesunden. Entsprechend betrachteten einige Ärzte Neurasthenie und Nervosität als organische und erbliche Krankheiten (Arndt 1885, 19). Doch wurden beide zunehmend auch als »soziale und kulturelle Krankheitserscheinungen« (Binswanger 1896, III) begriffen. In Deutschland modifizierte man

Beards Auffassung, Neurasthenie sei eine »neuzeitliche«, typisch amerikanische Nervenkrankheit (Beard 1881, 4): Man begriff sie als spezifisch modernes Leiden und als Leiden an der Moderne. Dieses Leiden wurde auf dem Hintergrund der zeitgenössischen Krisenstimmung und der Kulturkritik interpretiert.

Bereits 1896 ist von einem »zornigen Unbehagen« die Rede, das wie ein »Wurm« an der »Frucht des Kulturlebens nagt und Lebensfreude und Lebensenergie« zerstört (Wolf 1896, 9). Dieses kulturelle Unbehagen erhielt sich vom letzten Drittel des 19. bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts. Die Erlösung, die sich viele Intellektuelle vom Ersten Weltkrieg erhofft hatten, blieb aus. Noch 1935 beklagt Edmund Husserl die »Krisis des europäischen Menschentums« in der »Sinnhaftigkeit seines kulturellen Lebens« (1935, 10). Die Schuld an der Krise gab man einer Entwicklung der Kultur zur seelenleeren Sachlichkeit eines, wie Max Weber formulierte, »stahlharten Gehäuses« (1904, 203), das sich seines subjektiven und lebendigen Ursprungs entfremdet habe. Immer nachdrücklicher wurde gefragt, wie die moderne Kultur das allgemeine Unbehagen und psychische Elend verursache.

Zunehmend verbreitete sich die Meinung, daß die Nervenschwäche zwar konstitutionell angelegt sei, aber erst aufgrund der »politischen, sozialen« Verhältnisse und »culturellen Fortschritte« zum Ausbruch komme (Erb 1894, 4f.). Weitgehend einig war man sich darin, daß die »moderne Art zu leben« und die »Auswüchse der Kultur« das Nervensystem übermäßig beanspruchten (Baumgarten 1914, 335f.): Dissens herrschte jedoch darüber, wie dies genau geschehe. In der Auffassung, der »Fortschritt der Civilisation« verschärfe den »Kampf ums Dasein« (Krafft-Ebing 1894, 23), erfordere ein erhöhtes »Maß von Leistungsfähigkeit« (Binswanger 1896, 47) und bevorzuge

damit diejenigen, die starke Nerven besäßen, ist unschwer ein darwinistisches Denkmuster zu erkennen. Eine konservative Kultur- und Technikkritik machte über einen langen Zeitraum hinweg immer wieder die »rapide fortschreitende« »Mechanisierung« und »Rationalisierung« (Erb 1894, 5; Paneth 1933, 6) sowie das reizüberflutende Leben in der modernen Großstadt für die allgemeine Reizbarkeit verantwortlich (Wolf 1896, 13). Doch gelang es den gängigen Erklärungsansätzen kaum, Psychisches und Soziales systematisch aufeinander zu beziehen. Das lag nicht zuletzt daran, daß sie weder über ein stimmiges Modell zur Erklärung von Neurosen noch über sozialpsychologische Vorstellungen kultureller Entwicklung verfügten.

Außer bei Freud finden sich differenziertere Erklärungsversuche bei dem Historiker Karl Lamprecht und dem Psychologen Willy Hellpach. Für Lamprecht ist Nervosität nicht nur eine individuelle Nervenschwäche, sondern auch eine »seelische Gesamthaltung« der durch »Reizsamkeit« charakterisierten Zeit, eine »neue Stufe sozialpsychischer Entwicklung« (1902, 464, 466). Hellpach behauptet, Hysterie bzw. »Suggestibilität« und Nervosität bzw. »Reizsamkeit« seien zwar »krankhafte Grade« des normalen Seelenlebens, sie könnten jedoch »einer ganzen Kulturstufe das charakteristische Gepräge« verleihen (1902, 3f.). Führt Hellpach die moderne Nervosität 1902 noch auf eine »übermäßige Gefühlserregung« durch die moderne »Konsumbeschleunigung« zurück (74, 27), so begreift er sie 1906 als »historische Psychose« des »hochkapitalistischen Bürgertums« (1906, 49). Sie resultiere aus dessen »feineren Lebensbedürfnisse(n) und der Manier ihrer Befriedigung« (50); das »Geistige« sei eben nur ein »Reflex des Materiellen« (56). Lamprecht und Hellpach betrachteten also beide die Nervosität nicht nur als individuelle Erkrankung, sondern auch als generelle Zeitkrankheit, die

eine Übersteigerung der normalen nervlichen Reaktionsweisen darstellt und einer soziokulturellen Gesamtsituation entspricht. Zwar bietet Hellpach einen materialistischen Erklärungsansatz für das Ineinandewirken von Psychopathologie und gesellschaftlicher Entwicklung, der bereits den Status einer sozialpsychologischen Theorie beanspruchen kann. Aber er bleibt bei einem Reiz-Reaktionsschema stehen. Erst Freud entwickelt ein Neurosenmodell, das kulturpsychologisch fundiert ist und einen schlüssigen Zusammenhang zwischen normaler und pathologischer sowie zwischen soziokultureller und innerpsychischer Entwicklung herstellen kann.

Als Freud 1930 das »Unbehagen in der Kultur« diagnostiziert, faßt er den theoretischen Trend seiner Epoche zusammen. Aber er reproduziert die kulturkritischen Argumente nicht nur, sondern er analysiert sie auch. Seine Frage, warum »wir uns in unserer heutigen Kultur nicht wohl fühlen« (1930, 447), zielt auf die Ursachen der zeitgenössischen Nervosität und Kulturkritik. Deshalb kann seine Kulturtheorie auch als Selbstreflexion der kulturkritischen Tendenzen seiner Zeit gelten. Schon 1908 hatte er in »Die ›kulturelle‹ Sexualmoral und die moderne Nervosität«³ eine »in unserer gegenwärtigen Gesellschaft sich rasch ausbreitende Nervosität« beklagt und davor gewarnt, daß die »Schädigung der Individuen« so stark werden könne, »daß auf diesem Umweg auch das kulturelle Endziel in Gefahr geriete« (144f.).⁴ Aber erst 1930 entwickelt er aus dieser Beobachtung seine psychoanalytische Kulturtheorie. Auf deren Hintergrund kann er dann auch einen Zusammenhang zwischen individuellem Leiden und allgemeiner Kulturentwicklung konstruieren.

Hatte Freud 1908 noch vermutet, »daß die Zunahme der nervösen Erkrankungen in unserer Gesellschaft von der Steigerung der sexuellen Einschrän-

kung herrührt«, die notwendig sei, um den »gemeinsamen Kulturbesitz an materiellen und ideellen Gütern« zu fördern (157, 149), so bezieht er sich 1930 vor allem auf die Einschränkungen der individuellen »Aggressionsneigung« zugunsten der gemeinschaftlichen Kulturentwicklung (471). Es läßt sich vermuten, daß diese Akzentverschiebung vom passiven Leiden der Individuen an kulturellen Sexualeinschränkungen zur aktiven, aggressiven Kulturfeindschaft der Todestriebtheorie geschuldet ist, die Freud 1920 u. a. auch als Reaktion auf den Ersten Weltkrieg entwickelte. Sie trägt jedoch auch den destruktiven Tendenzen der zeitgenössischen Kulturkritik Rechnung, die immerhin dazu beitrug, zwei Weltkriege ideologisch vorzubereiten.

Freud behauptet, die Kultur trage »einen großen Teil der Schuld an unserem Elend« (1930, 445), weil sie jedem einzelnen ein so hohes Maß an Triebverzicht auferlege, daß er zu ihrem Feind werden, erkranken oder zumindest unter ihr leiden müsse (457f.). Aber anders als viele seiner Zeitgenossen, lehnt Freud die Kultur nicht unumwunden ab, sondern erachtet sie auch als notwendig, um die Triebe zu sozialisieren und ihr destruktives Potential wenigstens teilweise konstruktiv wenden zu können. Indem Kultur die Menschen vor der Natur schütze und ihre Beziehungen regle, diene sie dem Glück aller (449). Weil sie jedoch mit der Not auch individuelle Freiheiten und Triebwünsche einschränke, müsse sie zwangsläufig Unglück hervorbringen. Indem Freud die Triebunterdrückung als Grundlage und zugleich als Hindernis der Kulturentwicklung konzipiert, erscheint das Leiden an ihr so zerstörerisch wie unumgänglich.

Interessant ist, daß Freud die Kultur gerade in ihrem gewalttätigen Kern als genuin männlich darstellt. Das entwickelt er freilich 1908 noch nicht systematisch, sondern erst 1930, also nachdem er

den Todestrieb eingeführt und seine Weiblichkeitstheorie ausformuliert hat. Nun installiert er das Über-Ich als kulturstiftende Instanz und leitet Kultur wesentlich aus dem männlichen Ödipuskonflikt her. Das Über-Ich resultiert für ihn aus der ödipalen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, die bestimmt wird durch den »Ambivalenzkonflikt« zwischen »Liebe und Todesstreben« (1930, 493). Aus Liebe verzichtet der Sohn darauf, den Vater zu töten und ihm die begehrte Mutter zu rauben. Die Libido verwendet er dazu, sich mit den vom Vater repräsentierten Normen bzw. Werten zu identifizieren und daraus im Innern die Gewissensinstanz zu errichten. Die zuvor nach außen gerichteten destruktiven Strebungen werden vom Über-Ich übernommen und dazu verwendet, die Triebregungen in Schach zu halten. Diese Selbstbannung von Aggression sichert kulturelle Bindungen sowie Normen und Werte.

Damit wird die Sexualität jedoch im Gegensatz zu den Thesen von 1908 der Aggressivität untergeordnet, ja marginalisiert. Denn wenn die Libido lediglich dazu verwendet wird, die mann-männliche Aggression in Schach zu halten, ist jede libidinöse Bindung einer männlich determinierten Gewalt abgetrotzt. Auf diese Weise werden die Aspekte der Sexualunterdrückung und Nervosität von Frauen aus der inneren Systematik der Kulturentwicklung ausgeschlossen. Aber nicht nur das Leiden von Frauen an der Kultur bleibt unberücksichtigt, sondern ihnen wird auch eine kulturell produktive Aggressivität prinzipiell abgesprochen. Zwar hatte Freud 1921 in »Massenpsychologie und Ich-Analyse« die Mütter beiläufig »als Anstifterinnen der Söhne zum Vatermord« bezeichnet (Schlesier 1984, 329). Aber diesen aggressiven Urstiftungsakt der Frauen thematisiert er 1930 in seiner Kulturtheorie nicht mehr. Nun schlägt er die kulturtragende Aggressivität ganz den Männern zu: Aus der Ge-

nealogie männlicher Gewaltverhältnisse resultiert ein ständiger »Kulturkampf« (Freud 1930, 482) unter Männern, aus dem Frauen prinzipiell ausgeschlossen bleiben. Kultur erscheint als Produkt des männlichen Generationenkonflikts: »Was am Vater begonnen wurde, vollendet sich an der Masse« (492).

3. Weiblichkeit, Kulturkritik und Nervosität

Es ist sicher nicht zufällig, daß Freud fast zeitgleich mit seiner Kulturtheorie auch seine wichtigsten Schriften über die Weiblichkeit verfaßte.⁵ Beide können als Reflexion *einer* kulturellen Pathologie verstanden werden. Während Freud die Weiblichkeit aus der Logik einer männlich-aggressiven Kulturentwicklung konstruierte, erklärten viele seiner kulturkritischen Zeitgenossen sie zum ganz Anderen des Rationalisierungsprozesses. In der Tradition des 18. Jahrhunderts, das Frauen moralisch idealisiert bzw. ästhetisiert hatte (Ebrecht 1992a), galten sie um 1890 im Kontext des lebensphilosophischen Ganzheitsdenkens (Ebrecht 1992) als Hort von »Einheitlichkeit und Ganzheit« (Simmel 1890, 44) oder als Refugien der »Seele« und des »Lebens« (Pfeiffer-Raimund 1907, 14). Damit wurden sie der rationalisierten, zersplitterten Kultur gegenüber zu rettenden Repräsentantinnen einer ursprünglichen, ganzheitlichen Kultur stilisiert.

Aber wie das 18. Jahrhundert die Frauen nicht nur idealisiert, sondern auch als empfindsam und kränklich pathologisiert hatte, so wurde ihnen auch jetzt wieder ihre angebliche Sensibilität als Schwäche ausgelegt. Denn weil die Nervosität eine »Störung des seelischen Gleichgewichts« bedeute, in der das »Gefühlsleben« die »verstandesmäßige Verarbeitung von Eindrücken« in den Hintergrund dränge, seien Frauen als

das »emotionalere« Geschlecht von ihr stärker betroffen als Männer (Marcinowski 1905, 4; Berger 1888, 15). Da Frauen mit größerer Sensibilität auch »größere Erregbarkeit«, »leichtere Ermüdbarkeit« (Bloch 1907, 81) und »krankhafte(re) Suggestibilität« (Möbius 1903, 16) zugesprochen wurde, glaubte man, sie seien von ihrer natürlichen Konstitution her eher zur Nervenschwäche prädestiniert.⁶ Zwar habe die Nervosität bei beiden Geschlechtern »eine auffällige Zunahme erfahren«, besonders aber habe »das weibliche, von der Natur mit empfindlicherem Nervensystem ausgestattet« Geschlecht unter ihr zu leiden (Volkman 1880, 1494). Diese Argumentation greift auf die Auffassung aus dem 18. Jahrhundert zurück, Frauen seien stärker »den Nervenübeln unterworfen« als »Mannpersonen«, weil sie das »zärtlichere und empfindlichere« Nervensystem hätten (Whytt 1784, 89, 94).

Aufgrund ihrer sensibleren und schwächeren Nerven, so heißt es noch um 1900, seien Frauen den »Reizen von Außen weit zugänglicher« und müßten unter den Verhältnissen des nervösen Zeitalters mehr leiden als Männer (Berger 1888, 15).⁷ Und da diese »Erschöpfung« sich auf die nächste Generation fortpflanze, trügen Frauen »keinen geringen Teil der Schuld« an den Symptomen »pathologischer gesellschaftlicher Zustände« (Wolf 1896, 15). Auf diese Weise ergibt sich ein theoretischer Zirkelschluß, durch den der männliche Kulturkampf auf Kosten der Frauen moralisch entlastet werden kann: Zunächst werden die psychosozialen Konflikte der schwachen, weiblichen Natur zugeschoben, um dann wiederum die Nervenschwäche von Frauen für die Mißstände der Kultur verantwortlich zu machen. Mit Hilfe physiologischer Erklärungsmuster versuchte man, die Defizite der Kulturentwicklung auf die Frauen zu verlagern, um die männliche Kultur zu stabilisieren und von Konflikten zu

entlasten. Zugleich konnte dadurch auch ihr Ausschluß aus der Kulturarbeit sowie der gesellschaftlichen Macht als von Natur aus gerechtfertigt erscheinen.

»Geistige Arbeit« (Bergmann 1922, 3), »Frauenemancipation« (Krafft-Ebing 1885, 55) und »politische Aufregung« (Reich 1872, 119) sowie eine »falsche und verzerrte Civilisation, welche das Weib aus seinem natürlichen Kreise treibt«, seien »die fruchtbarste Quelle von Nerven- und Geistes-Störungen« (Reich 1872, 16). Als psychosoziale Ursache der Nervosität von Frauen galt mithin nicht ihr Ausschluß aus der männerdominierten Kulturarbeit, sondern ihr Versuch, an dieser teilzuhaben. Einerseits wurde ihnen damit (anders als Männern) das Recht zuerkannt, an den modernen Lebensverhältnissen zu leiden, dieses Leiden offen zu zeigen und kommunizierbar zu halten. Andererseits wurden die dem Leiden zugrundeliegenden Konflikte jedoch von den psychosozialen Beziehungsstrukturen zwischen den Geschlechtern abgespalten, auf die natürliche Konstitution der Frauen verschoben und dort als Naturgesetz rationalisiert. Es läßt sich behaupten, daß auf diese Weise die Probleme dessen, was Freud als soziales Gewaltverhältnis zwischen Männern begreift, auf die Natur von Frauen projiziert wurden, um über diesen Weg das destruktive Potential einer männlich dominierten Kulturarbeit beherrschen bzw. eindämmen zu können. Denn indem man den Frauen *a priori* schwaches Nervensystem zuspricht, werden die destruktiven Anteile im Beziehungskonflikt zwischen den Geschlechtern auf die weibliche Natur projiziert. Ihre vermeintlich natürliche Schwäche, die in dieser Formulierung auch die Defizite einer männlichen Kulturarbeit ausdrückt, wird zur Projektionsfläche zwischengeschlechtlicher Ambivalenzen und erlaubt damit die Ablenkung kultureller Schuldgefühle. Freuds Verdienst ist es, das Naturverhältnis auch als sozia-

les in den Blick genommen und gezeigt zu haben, daß Veränderung, Selbstaufklärung und Emanzipation von Individuen wie kulturellen Gemeinschaften möglich sind.

Die Beobachtung, »die nervöse Frau« sei »in vielen ihrer Beziehungen zu den Mitmenschen durch ihre Nervosität geschädigt« (Moll 1898, 45), kehrt Freud zehn Jahre später um und behauptet, Nervosität resultiere aus den psychischen und kulturellen Beziehungen. Daß diese nicht nur als männlicher Generationenkonflikt und Kulturkampf, sondern zugleich auch als Geschlechterverhältnis gefaßt werden müssen, hat er zwar mitgedacht, nicht aber systematisch entwickelt. In Abgrenzung zu der verbreiteten Theorie der physiologischen Nervenschwäche behauptet er 1908, daß die Zunahme der nervösen Erkrankungen bei Frauen aus der »Sexualunterdrückung« sowie aus dem Verbot einer »intellektuellen Beschäftigung mit den Sexualproblemen« resultiere (161f.). Nervosität erscheint ihm als Produkt der Sexualmoral: Er stellt fest, daß »in vielen Familien die Männer gesund, aber in sozial unerwünschtem Maße unmoralisch, die Frauen edel und überverfeinert, aber – schwer nervös« seien (154). Mit der Meinung, Frauen seien von einer repressiven Moral besonders bedroht, tradiert Freud noch die aus dem 18. Jahrhundert stammende Auffassung vom weiblichen als dem moralischen und empfindlichen Geschlecht (Steinbrügge 1987).

Ab 1930 kehrt sich diese Wertung unter dem Einfluß seiner Kulturtheorie um: Nun ist nicht mehr das weibliche, sondern vielmehr das männliche (als Träger der Über-Ich-Bildung) auch das moralischere Geschlecht. Weil die Töchter in der objektlibidinösen Bindung an den Vater verharren (ihn also haben wollen, statt sich wie die Söhne mit ihm zu identifizieren), kann der Ödipuskomplex, wie Freud sagt, von ihnen »nicht überwunden« (1931, 523) werden. Dar-

aus folgert er, daß ihr Über-Ich »nicht die Stärke und die Unabhängigkeit erreichen kann, die ihm seine kulturelle Bedeutung verleihen« würde (1933, 139). Entsprechend nimmt Freud an, daß Frauen weniger »Sinn für Gerechtigkeit«, ein schwächeres »soziales Interesse« und eine geringere »Fähigkeit zur Triebsublimierung« haben als Männer (1933, 144). Zu diesen Urteilen kann er nur auf dem Hintergrund seiner männlichen Kulturgenealogie gelangen.

An dem Text von 1908 ist theoriegeschichtlich bemerkenswert, daß Freud die weibliche Nervosität zwar als Leiden an der Kultur und als Ausdruck der herrschenden Sexualmoral wertet. Aber er benutzt diese kritische Wendung nicht dazu, die Moral als männliche, gewaltbestimmte Grundlage der Kultur noch weitergehend in Frage zu stellen, was nahegelegen hätte. Es wundert, daß Freud die männliche Seite der Kultur 1930 eher positiv konnotiert, und die prinzipiell destruktiven Aspekte den Frauen zuweist. Frauen vertreten ihm zufolge »die Interessen der Familie und des Sexuallebens«; denn »die Kulturarbeit ist immer mehr Sache der Männer geworden« und »stellt ihnen immer schwierigere Aufgaben«, denen »die Frauen wenig gewachsen« seien. Was der Mann »für kulturelle Zwecke verbraucht, entzieht er größtenteils den Frauen und dem Sexualleben«. Die Frau sieht sich Freud zufolge deshalb »durch die Ansprüche der Kultur in den Hintergrund gedrängt und tritt zu ihr in ein feindliches Verhältnis« (1930, S. 463). Während Freud den Männern eine konstruktive Aggressivität zugesteht, bezeichnet er die der Frauen als außerkulturell und zerstörerisch. Denn weil sie in seiner Konstruktion nicht an der männlichen Über-Ich-Bildung teilhaben, kann er ihnen auch keine kulturtragende Funktion zuerkennen. Die männliche Aggression wird als kulturschaffend idealisiert und die weibliche als kulturell destruktiv abgewertet.

Wenn Freud die Frauen auf die Negativseite der Kultur setzt, so schreibt er damit einerseits ihren historisch tradierten Ausschluß aus der Kulturarbeit fort. Andererseits macht er die psychosoziale Situation von Frauen wissenschaftlichem Interesse und therapeutischer Heilungsabsicht zugänglich. Frauen erhalten mithin die Funktion eines Symptoms, welches das männliche Kulturschaffen behindert und in dem sich zugleich auch das Leiden am Über-Ich und der immanenten Gewalt der männlich definierten Kultur manifestiert. Sie repräsentieren das Unbehagen und die offene Feindseligkeit, deren Männer sich weitgehend ent schlagen müssen, um sublimierungsfähig zu bleiben. Dadurch bekommt Weiblichkeit insgesamt eine Stellvertreterfunktion für die Mängel der männlichen Kulturentwicklung zugewiesen. Zugleich werden in den kulturellen wie in den individuellen Pathologien Ansätze zur Selbstheilung sichtbar (Schlesier 1990): Indem sich das Unbehagen an der von Gewalt dominierten Kultur an und in den Frauen darstellt, wird es zwar abgewehrt und stillgestellt, es kann dadurch aber auch kommuniziert, erkannt und verändert werden.

Als kulturelle Pathologie symbolisiert Weiblichkeit also den der Kulturentwicklung zugrundeliegenden Geschlechterkonflikt: Sie übernimmt, repräsentiert und neutralisiert die im Kulturschaffen verankerte Gewalt und die Ambivalenzen männlicher Herrschaft. Dies klarer als seine Zeitgenossen gesehen und dargestellt zu haben, ist ein Verdienst von Freuds Kulturkritik. Denn seine Konstruktionen machen deutlich, wie Libido und Aggression innerhalb der Gesellschaft aufgespalten und zwischen den Geschlechtern verschoben werden können. Sichtbar wird auch, wie diese Spaltung eine Integration aggressiver und libidinöser Streben im Dienst einer für beide Geschlechter emanzipatorischen Kultur-

entwicklung verhindert. Die Symptomverschreibung an die Frauen verwehrt ihnen einen »kulturellen Umgang mit der Aggression« (Erdheim 1991, 257). Fast erscheint es als folgerichtig, wenn Freud Weiblichkeit als »narzißtische Wunde« definiert und das »Minderwertigkeitsgefühl« der Frauen als ihre Narbe (Freud 1925, 25). Denn die depotenzierte Frau ist Symptom des Kulturprozesses, wie Freud ihn analysiert. Doch setzt sich in Freuds Analyse letztlich die männliche Tradition fort, Frauen als kulturfeindlich zu dämonisieren, sie zu pathologisieren und aus dem Prozeß der Zivilisation auszugrenzen oder sie als die friedlichen Retterinnen zu idealisieren und zu depotenzieren. Frauen ihrerseits erhalten dadurch die ideologischen Mittel an die Hand, sich als Opfer zu fühlen, die Männer als Täter zu dämonisieren und damit auf die Anstrengung der Emanzipation zu verzichten.

Dabei geht indes verloren, daß Freud gleich zu Beginn seiner Schrift in der präödpalen Mutterbindung einen libidinös narzißtischen Ursprungsmythos der Kultur konstruiert, der später als idealisiertes Glücksversprechen einen wesentlichen Antrieb des Kulturschaffens bildet. Hier hätte sich ein Ansatz dafür geboten, die Arbeit der psychoanalytischen Selbstaufklärung in die Kulturtheorie hinein fortzuführen. Was Freud zwar andeutet, aber nicht systematisch weiterverfolgt, ist die Idee einer weiblichen Kultur *in* der Kultur, die sich in dem einzigen systematisch tragenden, aber zutiefst ambivalenten Argument andeutet, daß Frauen »Anfangs durch die Forderungen ihrer Liebe das Fundament der Kultur gelegt« haben sollen (1930, 463). Signifikant ist jedoch, daß Freud der präödpalen Mutterbeziehung für die Kulturentwicklung ebenso wenig eine tragende Rolle zuerkennt wie der weiblichen Über-Ich-Bildung.

Die weibliche Libido wird zwar zur Grundlage einer Kultur verklärt, wenig später wird sie aber ins kulturelle Ab-

seits der Familie verbannt und als kulturfeindlich erklärt. Denn was in der Liebe als »Glücksversprechen« erscheint, nämlich das »ozeanische Gefühl« schrankenloser »Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen der Außenwelt« (1930, 422), also die narzißtische Einheit mit der Mutter, erscheint vom Standpunkt der Kultur als regressiv, bedrohlich und zerstörerisch. Freud meint, das im Weiblichen verfangene ozeanische Gefühl müsse über die »Vater-Sehnsucht« zunächst zum Ich-Ideal entwickelt und schließlich auf »Kulturideale« der sozialen Gemeinschaft übertragen werden (450). Solche Ideale seien zuerst Götter gewesen. Mit Hilfe von Wissenschaft und Technik habe sich der Mensch, d. h. der Mann, dann »diesem Ideal sehr angenähert« und sei »beinahe selber ein Gott geworden« (450). Zwar wird das mütterlich-narzißtische Glücksversprechen über den Wunsch nach Gottähnlichkeit in die Zukunft projiziert und bildet darin einen wichtigen Antrieb des männlichen Kulturschaffens. Aber diese produktive Kraft wird von Freud gegenüber der aggressiven Beziehung zwischen Vater und Sohn marginalisiert. Weil der Mensch, wie Freud betont, in seiner Gottähnlichkeit und einer vom Unbehagen dominierten Kultur nicht glücklich sei, erhält die frühkindliche Urzeit geradezu den Charakter eines »goldenen Zeitalters« (328). Hier repräsentieren Frauen zwar ein Glück im Unglück, aber zugleich erscheinen die regressiven Wünsche nach narzißtischer Verschmelzung mit der Mutter als existentielle Bedrohung der Kultur und des autonomen Ich.

Frauen verkörpern dem männlichen Kulturkampf gegenüber Glück und Zerstörung, kulturtragende Libido und außerkulturelle Aggressivität, Antrieb wie auch Hindernis kultureller Entwicklung, also extreme Positionen, die der traditionellen Tendenz zu ihrer Idealisierung und Dämonisierung entsprechen. So konstellierte sich ein Geschlech-

terverhältnis, das Kultur territorial den Männern zuweist und Frauen exterritorialisiert. In den familiären, sexualisierten Privatraum außerhalb des Kultur-Über-Ich verwiesen, verkörpern sie äußerste Destruktionen und äußerstes Glück; eine realistische Perspektive ist das nicht. Vielmehr werden die Defizite und unerledigten Wünsche des männlich dominierten Kulturprozesses auf die Frauen projiziert. Wollte man hingegen die realistischen und produktiven Anteile der weiblich konnotierten Bilder in Freuds Kulturtheorie freisetzen, müßten sie ihres exterritorialen, extremen Charakters entkleidet und mit den männlich-aggressiven Anteilen des Kulturprozesses verbunden werden.

Ruft man sich in Erinnerung, daß für Freud die Aufgabe des Kulturprozesses darin besteht, »die Vereinigung einzelner Menschen zu einer unter sich libidinös verbundenen Gemeinschaft« zu bewerkstelligen (1930, 499), dann hätte er den Frauen als Repräsentantinnen des Eros eigentlich eine tragendere Rolle zuerkennen müssen. Hätte er zusätzlich noch ihre Aggressivität als konstruktive, aktive Kraft anerkannt, so hätte er ihnen die Aufgabe zusprechen können, den im Kern gewaltförmigen, männlichen Kulturkampf weniger destruktiv zu gestalten und ihm zugleich die nötige Spannung zu verleihen (Reiche 1990). Dann wäre die narzißtisch selbstbewußte und genital potente Frau der Antrieb dafür, im gemeinsamen Kulturschaffen den negativen, destruktiven und verwundenden ödipalen Narzißmus (Ebrecht 1994) in Objektliebe und konstruktive Aggression zu verwandeln.

Vielleicht ermöglicht die gegenwärtige Akzentverschiebung vom Paradigma des Ödipuskonflikts hin zum Narzißmus und zur Mutterbindung eine psychosoziale Umwertung der Kultur und des Geschlechterverhältnisses. Dann wäre der theoretische Trend von der ödipalen Vaterbeziehung hin zur

präöipalen Mutterbeziehung weniger als Schuldverschiebung auf die Mütter zu werten (Rohde-Dachser 1991, 208). Vielmehr verwies er darauf, daß das Konfliktpotential der Geschlechterbeziehung einerseits archaischer und unversöhnlicher wird, daß es aber andererseits den Frauen auch die Chance bietet, ihren Anteil am Kulturprozeß zu formulieren und auszubauen.

Anmerkungen

- 1 Bernd Ulrich läßt in seinem Buch »Nerven und Krieg« die Frage unberücksichtigt, warum die Nervosität 1911 als »Frauenmörderin ersten Ranges« bezeichnet wird. Vielleicht entspricht die Vorstellung eines »nervenschlappen« Volkes, mit dem nur schwer Krieg zu führen sei, der Auffassung von einer Verweichlichung und Verweiblichung der Männer (Ulrich 1992, 176 f.).
- 2 Umstritten blieb, ob Hysterie und Neurasthenie identisch (Volkmann 1880, 1493), ob beide Erscheinungsformen der Nervosität seien (Berger 1888, 17; Loewenfeld 1904, 8), oder ob es sich um verschiedene Symptomkomplexe handele (Beard 1881).
- 3 In diesem Aufsatz, den Freud erstmals in dem Band »Sexualprobleme« von Helene Stöckers Zeitschrift »Mutterschutz« publizierte, nimmt er Bezug auf Erb, Krafft-Ebing, Otto Binswanger und andere.
- 4 Wolf befürchtet bereits 1896, »daß die moderne Gesellschaft einem physischen und moralischen Ruin« zusteuere, falls nicht »die Kulturentwicklung in ruhigere Bahnen« gelenkt würden, so daß »Geist und Körper zur Ruhe« gelangen (Wolf 1896, 12 f.).
- 5 Der Untergang des Ödipuskomplexes (1924); Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes (1925); Über die weibliche Sexualität (1931); Die Weiblichkeit (1933).
- 6 Daß bei Männern die Diagnose Neurasthenie in der klinischen Praxis häufiger gestellt wurde als bei Frauen, wie es Shorter unter Berufung auf ein »Handbuch der Neurasthenie« von 1880 behauptet (1994, 377), muß im Blick auf andere Quellen zumindest hinterfragt werden. So wurde etwa behauptet, daß Frauen »einen größeren Prozentsatz an Erkrankten« ausmachten

(Bergmann 1922, 3), und es wurde vermutet, »daß die weiblichen Kranken« nur deshalb zahlenmäßig überwiegen, weil die Männer »den Arzt doch nicht so oft« aufsuchten (Wichmann 1897, 4).

- 7 Das weibliche Nervensystem sei »reizbarer« (Wolf 1896, 19), leichter erregbar und ermüdbar als das männliche (Bloch 1907, 81). Eine Ausnahmeposition formuliert Hellpach, der meint, Männer würden an der modernen Konsumbeschleunigung stärker leiden; denn den »Frauen eignet eine ungleich größere Gewöhnung und Pietätlosigkeit« (1902, 79).

Literatur

- Arndt, Rudolf (1885): *Die Neurasthenie (Nervenschwäche). Ihr Wesen, ihre Bedeutung und Behandlung*. Wien/Leipzig.
- Aschner, Bernhard (1924): *Die Konstitution der Frau und ihre Beziehung zur Geburtshilfe und Gynäkologie. 1. Bd. Allgemeine Konstitutionslehre*. München.
- Baumgarten, Alfred (1914): *Neurasthenie. Wesen, Heilung, Vorbeugung*. 5. verb. Aufl., Wörishofen.
- Beard, George M. (1881): *Die Nervenschwäche (Neurasthenia). Ihre Symptome, Natur, Folgezustände und Behandlung*. Leipzig.
- Berger, Paul (1888): *Die Nervenschwäche (Neurasthenie). Ihr Wesen, ihre Ursachen und Behandlung*. 5. verb. Aufl. Berlin.
- Bergmann, Wilhelm (1922): *Die Seelenleiden der Nervösen. Eine Studie zur ethischen Beurteilung und zur Behandlung kranker Seelen*. 3. erw. Aufl., Freiburg.
- Binswanger, Otto (1896): *Die Pathologie und Therapie der Neurasthenie. Vorlesung für Studierende und Ärzte*. Jena.
- Bloch, Iwan (1907): *Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur*. Berlin.
- Cramer, August (1906): *Die Nervosität, ihre Ursachen, Erscheinungen und Behandlung*. Jena.
- Ebrecht, Angelika (1992): *Das individuelle Ganze. Zum Psychologismus der Lebensphilosophie*. Stuttgart.
- Ebrecht, Angelika (1992a): *Die Krankheit der schönen Seele. Psychologischer Diskurs und idealisierte Weiblichkeit im 18. und frühen 19. Jahrhundert*. In: Psychologie und Geschichte, Heft 3/4, S. 1–16.
- Ebrecht, Angelika (1994): *Bemächtigung, Ver-*

- schmelzung und soziale Beziehung – Narzißmus und Objektliebe im Geschlechterverhältnis.* Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor. Nr. 28, Berlin.
- Erb, Wilhelm (1894): *Über die wachsende Nervosität unserer Zeit.* Heidelberg.
- Erdheim, Mario (1991): *Mann und Frau – Kultur und Familie. Ethnopschoanalytische Ansätze zu einer Theorie der Weiblichkeit.* In: *Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur.* Frankfurt/M., S. 252–257.
- Freud, Sigmund (1908): *Die »kulturelle« Sexualmoral und die moderne Nervosität.* In: *Gesammelte Werke VII.* Frankfurt/M., S. 140–167.
- Freud, Sigmund (1924): *Der Untergang des Ödipuskomplexes.* In: *Gesammelte Werke XIII.* Frankfurt/M., S. 395–402.
- Freud, Sigmund (1925): *Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes.* In: *Gesammelte Werke XIII.* Frankfurt/M., S. 17–30.
- Freud, Sigmund (1931): *Über die weibliche Sexualität.* In: *Gesammelte Werke XIV.* Frankfurt/M., S. 516–538.
- Freud, Sigmund (1930): *Das Unbehagen in der Kultur.* In: *Gesammelte Werke XIV.* Frankfurt/M., S. 419–513.
- Freud, Sigmund (1933): *Die Weiblichkeit.* In: *Gesammelte Werke XV.* Frankfurt/M., S. 119–145.
- Hellpach, Willy (1906): *Nervenleben und Weltanschauung. Ihre Wechselbeziehung im deutschen Leben von heute.* In: Loewenfeld, Leopold u. a. (Hrsg.): *Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.* 6. Bd., Heft 41, Wiesbaden.
- Hellpach, Willy (1902): *Nervosität und Kultur.* Berlin.
- Husserl, Edmund (1935/1962): *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie.* 2. Aufl., Walter Biemel (Hrsg.): *Husserliana.* Edmund Husserl. *Gesammelte Werke.* Bd. VI. Den Haag.
- Krafft-Ebing, Victor von (1885): *Gesunde und kranke Nerven.* 2. Aufl., Tübingen.
- Krafft-Ebing, Victor von (1894): *Die Progressive allgemeine Paralyse.* Wien.
- Lamprecht, Karl (1902): *Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Erster und zweiter Ergänzungsband der Deutschen Geschichte.* Bd. I, Berlin.
- Lasch, Christopher (1980): *Das Zeitalter des Narzißmus.* München.
- Loewenfeld, Leopold (1904): *Die moderne Behandlung der Nervenschwäche (Neurasthenie), der Hysterie und verwandter Leiden.* 4. umgearb. Aufl., Wiesbaden.
- Loewenstein, Eugen (1914): *Nervöse Leute. Gedanken eines Laien.* Leipzig.
- Marcinowski, Jaroslaw (1905): *Nervosität und Weltanschauung. Studien zur seelischen Behandlung Nervöser.* Berlin.
- Möbius, Paul J. (1903): *Geschlecht und Krankheit.* Halle.
- Moll, Albert (1898): *Das nervöse Weib.* Berlin.
- Paneth, Ludwig (1933): *Seelen ohne Kompaß. Nervenkrankheiten und Lebensprobleme des modernen Menschen.* Berlin.
- Pfeiffer-Raimund, Tina (1907): *Das Mysterium des Weiblichen.* 2. Aufl., Leipzig.
- Reich, Eduard (1872): *Über Ursachen und Verhütung der Nervosität und Geistes-Störung bei den Frauen.* Neuwied/Leipzig/Berlin/Straßburg.
- Reiche, Reimund (1990): *Geschlechterspannung. Eine psychoanalytische Untersuchung.* Frankfurt/M.
- Rohde-Dachser, Christa (1992): *Expeditionen in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse.* Berlin/Heidelberg/New York.
- Schlesier, Renate (1984): *Können Mythen lügen? Freud, Ödipus und die anstiftenden Mütter.* In: Schaeffer-Hegel, Barbara/Wartmann, Brigitte (Hrsg.): *Mythos Frau. Projektionen und Inszenierungen im Patriarchat.* Frankfurt/M., S. 234–350.
- Schlesier, Renate (1990): *Mythos und Weiblichkeit bei Sigmund Freud. Zum Problem der Entmythologisierung und Remythologisierung in der psychoanalytischen Theorie.* Frankfurt/M.
- Shorter, Edward (1994): *Moderne Leiden. Zur Geschichte der psychosomatischen Krankheiten.* Reinbek bei Hamburg.
- Simmel, Georg (1890/1985): *Zur Psychologie der Frauen.* In: *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter.* Hrsg. von Heinz-Jürgen Dahme und Klaus Christian Köhnke. Frankfurt/M., S. 27–59.
- Steinbrügge, Lieselotte (1987): *Das moralische Geschlecht. Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung.* Weinheim/Basel.
- Steiner, Andreas (1964): *Das nervöse Zeitalter. Der Begriff der Nervosität bei Laien und Ärzten in Deutschland und Österreich um 1900.* Zürich.
- Ulrich, Bernd (1992): *Nerven und Krieg – Skizzierung einer Beziehung.* In: Loewenstein, Bedrich (Hrsg.): *Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche.* Pfaffenweiler, S. 163–192.

- Volkman, Richard (1880): *Über weibliche Nervosität*. Leipzig.
- Weber, Max (1919): *Wissenschaft als Beruf*. In: Geistige Arbeit als Beruf. Vorträge vor dem Freistudentischen Bund. München/Leipzig, S. 3–37.
- Weber, Max (1904 f./1920): *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. In: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Bd. 1. Tübingen, S. 1–206.
- Wichmann, Ralf (1897): *Die Neurasthenie und ihre naturgemäße Behandlung. Ein Ratgeber für Nervenkranken*. Berlin.
- Wolf, Max (1896): *Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes*. Dresden.
- Worbs, Michael (1988): *Nervenkunst. Literatur und Psychoanalyse im Wien der Jahrhundertwende*. Frankfurt/M.
- Whytt, Robert (1794): *Beobachtungen über die Natur, Ursachen und Heilung der Krankheiten, die man gemeiniglich Nervenübel in gleichen hypochondrische und hysterische Zufälle nennet*. Leipzig.
- Ziegelroth, Peter Simon (1895): *Die Nervosität unserer Zeit, ihre Ursachen und Abhilfe. Eine sozial-hygienische Studie*. Stuttgart.